



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 58, Nr. 2, 2020
doi: 10.21243/mi-02-20-05
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

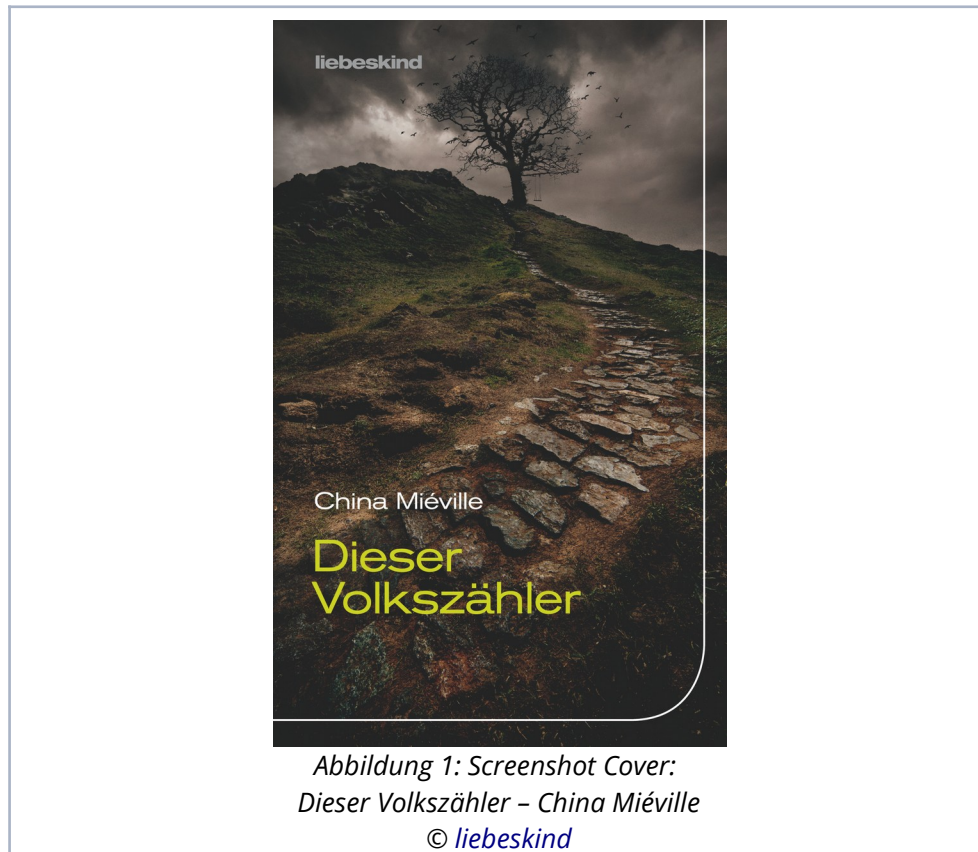
Rezension:
Dieser Volkszähler.
von China Miéville

Erkan Osmanović

Erkan Osmanović rezensiert für die MEDIENIMPULSE den Roman „Dieser Volkszähler“ des britischen Schriftstellers China Miéville. Mord, Lügen und Misstrauen durchziehen diese Kriminalgeschichte.

In this review Erkan Osmanović takes a look at the novel „Dieser Volkszähler“ by British writer China Miéville. Murder, lies and distrust pervade a crime story.

Verlag: liebeskind
Erscheinungsort: München
Erscheinungsjahr: 2017
ISBN 978-3-95438-071



„Es war Blut geflossen, Blut, das ich noch immer an meinen Händen währte.“ Ohne Atem ist ein Junge den Bergpfad runtergerannt. Die Hände voller Blut, der Körper ohne Atem – seine Mutter hat den Vater getötet. „Was hast du gesehen, Junge?“ An seinen Händen sei Blut vom Vater. Doch, halt! Ist das wirklich Blut? Oder nur Dreck, der zwischen seinen Finger festklebt? Und hat nicht sein Vater seine Mutter umgebracht? „Nein“, sagte ich. „Mein Vater. Irgendwer. Meine Mutter.“

Das *Irgendwer* ist in China Miévilles „Dieser Volkszähler“ ausschlaggebend. Während uns auf den ersten Seiten der namenlose

Junge von einem Mord berichtet, erklärt uns der Erzähler, dass er der Junge sei. Soll man dem Erzähler glauben? Man weiß es nicht – und das bis zum Schluss. Denn der Text spielt mit dem Auslassen von Informationen und hinterlässt Fragen: Wer hat die Mutter getötet? Wurde jemand getötet? Wer ist überhaupt der Junge? Und wo befinden wir uns eigentlich?

Wir wissen. Nein. Wir mutmaßen. Also, wir vermuten: ein Junge lebt mit seinen Eltern auf einem Berg. Der Vater wird als „Schlüsselmacher“ bezeichnet. Die Mutter arbeitet im Haushalt und geht gerne mit dem Sohn einkaufen, egal ob Lebensmittel oder Fundstücke aus den Müllhalden. Des Öfteren steigen die Leute den Berg hinauf und bitten den Vater um „Schlüssel“. Dabei handelt es sich um keine gewöhnlichen Schlüssel. Denn mit diesen Erzeugnissen kann man das Wetter beeinflussen, schneller Reisen oder sie „für etwas Widerwärtiges“ verwenden. Es ist also nicht nur das *Irgendwer*, sondern auch das *Irgendwas*, das den Roman durchzieht. Der Junge, versucht den Mord an seiner Mutter aufzudecken – ja, er hat sich auf diese Variante festgelegt. Doch die Dorfbewohnerinnen und -bewohner scheinen ihm nicht zu glauben. Halten sie ihn gar für verrückt? Alles nur die Hirngespinnste eines Kindes? Muss er zurück zum Vater? Aber nein, nein, das auf keinen Fall. Doch wohin sonst?

Eine Brücke verbindet den Bergpfad und das Dorf und – man glaubt es kaum – genau auf ebendieser ist auch ein Haus, in dem die „Brückenkinder“ leben. Der Junge findet Zuflucht bei ihnen, gemeinsam angeln sie Fledermäuse und brechen in ein Lichtspiel-

haus ein. Der Bursche Drobe und das Mädchen Samma werden gar seine Freunde. Doch er muss zurück auf den Berg, heim zum Vater. So wollen es der Fensterputzer, der Jäger, die Lehrerin und der Metzger oder anders gesagt: die freiwillige Polizei.

In was für eine Welt hat uns China Miéville hier hineingezogen? Eine Postapokalypse? „Nach den Unruhen. Wir mussten wissen, wo wir standen. Wo wir alle standen“, heißt es im Roman. Doch wo steht die Welt im namenlosen Dorf? Kinder leben allein in Häusern auf einer Brücke, eine Gruppe von Freiwilligen soll einen Mord aufdecken, Nahrung muss selbst angebaut werden – eine Gemeinschaft ohne Zusammenhalt. Wir erfahren auch von einer anderen Welt: in den Erinnerungen des Jungen erzählt die Mutter von einer Stadt am Meer. Dort habe sie in einem Turm gearbeitet. Eisenbahnen habe es gegeben und einen Hafen. Dort habe sie auch einen Fremden getroffen, den Vater: „Sein Akzent. Er hat früher in einer anderen Sprache gedacht. Er tauchte in dem Hafen auf, wo ich gearbeitet habe. Mit dem Schiff; er hatte seine Heimat verlassen müssen, eine größere Stadt, ganz weit weg, wegen der Unruhen dort. Er ist mir im Büro begegnet. Er meinte zu mir, er müsse weiter, er wäre nur auf der Durchreise. Er brauchte einen kleineren Ort. Weiter weg.“ Der Ton ihrer Stimme ließ für einen Augenblick ihre damalige Verbundenheit erahnen. „Schließlich habe ich ihn hierhergebracht.“

Ist die Mutter nur mehr in Gedanken des Jungen zu finden oder noch unter den Lebenden? Sie sei nach einem Streit spurlos verschwunden, so der Vater. Doch wenig später berichtet der Junge

von einem Puppenkopf, „das einzige Überbleibsel der beweglichen Statuen“, den er seiner toten Mutter aufgesetzt habe. Kurz danach wiederum sucht der Junge weiter nach Lebenszeichen. Alles bleibt unklar: Mensch, Maschine, Zauberwesen oder doch nur ein Stein? Abgrenzungen gibt es in diesem Text keine: Felsen gehen, Geister irren umher und Leute verschwinden.

Miévilles' Schreiben ist Fantasy, Horror und Science-Fiction oder anders gesagt *New Weird*. Was das ist? Weder Programmatik noch formale Vorgaben, es ist der Versuch den Eklektizismus von Autorinnen und Autoren wie Justina Robson, Alastair Reynolds oder Jeff VanderMeer unter einen Hut zu kriegen. Es ist weniger ein Stil als vielmehr eine Tendenz der englischsprachigen Literatur. Für *Dieser Volkszähler* bedeutet das aber auch, dass Leserinnen und Leser eine hohe Frustrationstoleranz haben sollten. Denn häufig fühlt man sich vom Erzähler an der Nase herumgeführt. So etwa, wenn der Ich-Erzähler uns von seiner Arbeit erzählt: Drei Bücher führt er. Das Erste voller Zahlen und Listen, das Zweite dient einer Erzählung und das Dritte ist eine Art Tagebuch. Seine Erzählung mische sich mit der seiner Vorgängerin, warnt er uns.

Ob wir nun sein Journal oder doch „sein Buch des Erzählens“ in Händen halten? Tja, das ist schwer zu klären, ebenso wie die Identität des Erzählers. Denn sein Vorgesetzter erklärt ihm:

Du kannst auf jede nur erdenkliche Art erzählen, sagte er, du kannst ich sein oder er oder sie oder wir oder sie oder du, und du würdest nicht lügen, auch wenn du zwei Geschichten auf einmal erzählst. Erbst du ein Buch von jemand anderem, um es fortzu-

schreiben, dann kannst du in einen Dialog treten mit dem, was dort bereits steht.

Sollen wir also dem Erzähler glauben, wenn er uns erklärt, er sei der Junge gewesen? Oder ist es seine Vorgängerin, die von dem Mord an ihrem Vater – oder doch der Mutter – berichtet? Die Vorgängerin lebt also durch die Fantasie des Erzählers weiter? Warum eigentlich nicht? Ja, das verunsichert, macht misstrauisch, regt aber auch an. Die Sprache steigert die Skepsis noch um ein Vielfaches. Die Welt von *Dieser Volkszähler* ist wie ein Albtraum. Der Schrecken, das Leid und der Tod sind allgegenwärtig und man selbst mittendrinnen. Die Zeilen Miévilles nehmen uns an die Hand, aber ob sie uns zum rettenden Licht oder in die Finsternis zurückstoßen, das bleibt unklar.